



➤ Schwester Immaculata Biewald im Kloster St. Marienthal mit ihrer wiedergefundenen Nichte Maria Austein und deren Mann Siegfried.

Gänsehautmomente im Kloster

Fast ihr ganzes Leben lang hat Maria Austein ihre nächsten Verwandten gesucht, die sie als Kind in den Kriegswirren aus den Augen verloren hatte.

Mit 52 Jahren fand sie ihren Bruder, der mit seiner Pflegemutter in den Westen vertrieben wurde, mit 84 Jahren hat sie nun ihre Tante gefunden.

VON DOROTHEE WANZEK

Im Februar wurde Äbtissin Elisabeth Vatterodt ein ungewöhnlicher Anruf durchgestellt. Frau Austein aus Riesa vermutet, dass Schwester Immaculata die Schwester ihrer Mutter sein könnte. Die sei nach der Geburt ihres kleinen Bruders gestorben, als sie selbst erst ein Jahr alt war. Im TAG DES HERRN-Jahresrückblick war die Anruferin im Januar an einer kurzen Notiz hängenblieben: Im Februar 2019 hatte die 95-jährige Immaculata Biewald aus dem Zisterzienserkloster St. Marienthal ihr Gnadensjubiläum gefeiert. Maria Austein wusste, dass ihre Mutter eine geborene Biewald war. Bei der Internet-Recherche hatte ihr Schwiegersohn zudem herausgefunden, dass Schwester Immaculata aus Sadewitz stammt, dem schlesischen Dorf in der Nähe von Oels, in dem auch sie selbst geboren wurde.

Schwester Immaculata war zwar skeptisch, die Äbtissin lud die Anruferin dennoch ins Kloster ein. Mit klopfendem Herzen saß sie am 14. März gemeinsam mit ihrem Mann Siegfried im Besucherraum der Zisterzienserinnen, als Schwester Immaculata von freundlichen Mitschwestern im Rollstuhl hereingeschoben wurde. Als Frau Austein sich erklären wollte und den Vornamen ihrer Mutter, Gertrud, erwähnte, begann die Ordensfrau sich zu erinnern: Sie habe eine Schwester gehabt, die auch Gertrud hieß, die aber schon sehr jung nach dem zweiten Kind starb. Beide Kinder kamen in unterschiedliche Familien, und seit Ende des Krieges habe sie nie wieder von ihnen gehört.

„Schwester Immaculata hatte uns öfter davon erzählt, dass sie noch einen Neffen und eine Nichte habe, die als verschollen gelten und wohl nicht mehr am Leben wären. Sie litt sehr darunter und hat viele Messintentionen für ihre Familie erbeten“, erzählt Äbtissin Elisabeth. „Als sie das alles der Frau Austein erzählte, wurde diese immer stiller und fasste sich ans Herz. In diesem Momenten wurde klar, dass sich Tante und Nichte gegenüber saßen. Ich

bekam Gänsehaut, so ergreifend war das!“

Für die Nichte stellte sich so gleich ein vertrautes Gefühl ein. „Es ist, als hätten wir uns immer gesehen“, erzählt sie später. Nicht an jedes Detail der aufregenden ersten Begegnung kann sie sich Wochen später noch erinnern. „Ich habe dich im Kinderwagen geschoben“, war einer der ersten Sätze der Tante. „Wir haben dich alle gesucht“, wiederholte sie mehrfach. Und: „Wo ist denn der kleine Junge?“

Hinzugefügte Puzzleteile einer verlorenen Kindheitsgeschichte

Maria Austeins Mutter starb mit 20 Jahren, eine Woche nach der Geburt ihres kleinen Bruders Konrad. Der Arzt veranlasste, dass er zu einer Pflegemutter in der einige Kilometer entfernten Stadt Oels kam. Durch Flucht und Vertreibung trennten sich die Wege der Familien. Die kleine Maria hatte der Vater, bevor er zum Kriegsdienst eingezogen wurde, zu seiner Mutter gebracht, die mehr als 130 Kilometer entfernt bei Gleiwitz wohnte. Innerhalb weniger Monate verlor das Mädchen ihren Vater an der Front, die Oma durch eine Krebserkrankung und den Opa durch ein Grubenunglück. Die Verwandten der Familie Schwengfelder, des zweiten Mannes ihrer Oma, nahmen sich ihrer an. Mit Großtante Marie gelangte sie in einem Viehwagentransport in die Nähe von Riesa.

Nie hörte sie auf, nach ihrem kleinen Bruder zu fragen. Als sie alt genug war, begann sie den Bruder und die anderen Verwandten aus Sadewitz zu suchen – über den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes vor allem und den Radiosender Rias. Sie ließ sich zur Krankenschwester ausbilden, heiratete, bekam eine Tochter, schließlich zwei Enkel, und immer wieder rieten ihr Bekannte: „Zieh einen Schlussstrich! Wenn du jetzt noch jemanden finden würdest, wären das doch fremde Leute für dich. Gib es auf!“

Maria Austein blieb beharrlich. Im April 1988 lud eine Kollegin sie zur Konfirmation ihrer

Tochter ein und schlug ihr vor, die Personalien des Bruders den Gästen aus Westdeutschland mitzugeben. Vielleicht wäre die Suche dort erfolgreicher, meinte sie. Zwei Jahre zuvor hatte sie ein ähnliches Angebot ausgeschlagen, um keine Probleme für den Westbesuch heraufzubeschwören. Doch nun folgte sie dem Vorschlag und bekam wenige Wochen später Post vom kirchlichen Suchdienst in Passau: Man hatte ihren Bruder in der Oberpfalz gefunden. Nachdem sie die DDR-typischen Hürden überwunden hatte, konnte sie ihn gemeinsam mit ihrem Mann Rudolf im September 1988 für zehn Tage besuchen und an der Hochzeitsfeier ihrer jüngeren Nichte teilnehmen. Auf der Zugfahrt nach Furth im Wald war Maria Austein so angespannt, dass sie kein Wort sprach, nichts essen konnte und am Ziel fast nicht ausgestiegen wäre. Ihr Bruder erwartete sie mit einem Rosenstrauß am Bahnhof, ein liebenswerter, in Kirche und Politik engagierter Mann, wie sie im Laufe der Zeit immer mehr entdecken konnte. „Wir sind uns in vielem ähnlich, bis hin zu unseren Vorlieben beim Essen“, erzählt die Schwester.

Nach der Wende konnten sich die Familien häufig gegenseitig besuchen. Gemeinsam fuhren sie auch in ihren Geburtsort Sadewitz. Dort fanden sie zwar niemanden, der Deutsch sprach und ihre Fragen verstand. Dafür erlebten sie einen bewegenden Augenblick in der Kirche des Ortes. „Mein Bruder und ich haben uns gemeinsam am Taufstein festgehalten und uns gesagt: Hier müssen unsere Eltern beide irgendwann gestanden haben.“ 2001 wurde ihr Bruder schwer krank, im Jahr darauf starb er. Mittlerweile im Ruhestand, nutzte Maria Austein die Gelegenheit, mehrmals für vier Wochen zu ihm zu reisen. „Ich konnte ihn pflegen und ihm noch viel Gutes tun“, erzählt sie. „Das hat uns beiden sehr wohl getan.“

All das konnte Maria Austein ihrer Tante bei ihrem ersten Besuch so ausführlich nicht erzählen. Die Zeit verging für sie wie im Flug, bis die Kräfte der hochbetagten Schwester nachließen.

Mit der Äbtissin vereinbarte sie einen Termin für ein baldiges Wiedersehen.

Doch schon am Tag darauf begann die Zeit der Corona-Isolation. Durch häufige Telefonate und ein gemeinsames Wochenende, das nach den Lockerungen Ende Juni möglich wurde, haben sich mittlerweile weitere Puzzleteile zu Maria Austeins verlorener Kindheitsgeschichte hinzugefügt:

Ihre Mutter Gertrud, die ein Jahr jüngere Martha (Immaculata) und vier weitere Geschwister hatten selbst früh ihre Mutter verloren. Da der Vater als Berufspendler meistens in Sachsen unterwegs war, kümmerte sich die älteste Schwester um die Geschwister. Als die benachbarte Gutsbesitzerin anbot, eines der Kinder zu sich zu nehmen, erklärte Martha sich bereit – sie wollte die Familie entlasten. Mutter und Tanten mussten viel und hart in der Landwirtschaft arbeiten, erfuhr Maria Austein weiter.

„Ob meine Mutter auch so gesprochen hat?“, geht ihr immer wieder durch den Kopf, wenn sie Schwester Immaculata reden hört. „Ob sie auch so fürsorglich war?“, fragt sie sich, wenn die Tante sich darum sorgt, dass es ihrer Nichte und deren Familie im Kloster an nichts fehlt. Ihre beiden Onkels haben den Krieg nicht überlebt, die beiden älteren Tanten sind erst vor einigen Jahren gestorben. Am vergangenen Wochenende war Maria Austein wieder im Kloster bei „Tante Marthel“, wie sie in der Familie genannt wird. Dort hat sie zwei Cousinen kennengelernt, Töchter ihrer ältesten Tante Mariechen.

„Was du in deiner Kindheit nicht hattest, bekommst du jetzt geschenkt“, hat ihre Tochter Gabi ihr neulich gesagt. Sie kann ihr Glück noch kaum fassen. Auch wenn sie oftmals den Eindruck hatte, ganz auf sich allein gestellt zu sein, hat sie ihr Leben doch immer als glücklich empfunden. Sie ist dankbar für ihren Beruf, der sie erfüllt hat, für den Zusammenhalt in ihrer Familie mit mittlerweile drei Urenkeln und für ihre Gesundheit. Zu ihren Wurzeln zu finden, ist für sie etwas, was sie jetzt unerwartet noch dazu bekommt.

Die Freude ihrer nunmehr 97-jährigen Tante zu erleben, steigert ihr eigenes Glück. „Gott hat mich gehört“, hat die Tante ihr mehrfach gesagt. „Ich habe immer für dich gebetet, für dich und den kleinen Jungen.“